

MANAGUA, im September

Nicaragua – christlich, sozialistisch, solidarisch“ steht auf einem überlebensgroßen Porträt von Daniel Ortega und seiner Frau Rosario Murillo, das am Grenzübergang Peñas Blancas die aus Costa Rica kommenden Reisebusse begrüßt. Über der Propagandafel kreisen Geier, passend zu dem, was derzeit in Nicaragua passiert. Im Niemandsland bettelt ein Migrant aus Ghana Busreisende an, auf der Suche nach Mitfahrgelegenheiten Richtung Norden, zur mexikanisch-amerikanischen Grenze. Er riskiert sein Leben, denn um Donald Trump gnädig zu stimmen, hat Ortega in vorausweisendem Gehorsam Nicaragua für illegale Migranten gesperrt. Wer trotzdem einreist, wird ausgeplündert oder ermordet wie ein Student aus Kamerun, den die Polizei erschoss. Seine aus Paris angereiste Mutter kam ins Gefängnis, als sie, um die Leiche ihres Sohnes zu überführen, nach Managua flog.

„Nicaragua ist weder christlich noch sozialistisch oder solidarisch“, sagt ein Ex-Botschafter der sandinistischen Regierung, der wie viele Gesprächspartner anonym bleiben will. „Von allem, was die offizielle Propaganda behauptet, trifft das Gegenteil zu!“ Er übergibt mir eine Liste schwerer und schwerster Menschenrechtsverletzungen, die sich das Ortega-Murillo-Regime in jüngster Zeit zuschulden kommen ließ: Von der Niederschlagung des Massenprotests gegen die Erhöhung der Rentenbeiträge am 19. April bis zur Verletzung des Kirchenasyls im August, bei der zwei Studenten getötet und Dutzende verletzt wurden. Und von der Verhaftung des Armeeveteranen Oberst Brenes, einst Mitkämpfer von Ortega, der gefesselt auf die Ladefläche eines Pick-up geworfen wurde, bis zur kürzlich erfolgten Ausweisung der UN-Menschenrechtsdelegation, deren ungeschminkte Kritik dem Regime ein Dorn im Auge war.

Parallelen zum arabischen Frühling, aber auch zur Türkei oder zu Venezuela drängen sich auf, denn den Staatsstreik und Militärputsch, den die Regierung der Opposition unterschiebt, begeht diese selbst: Eine Terrorwelle rollt über das Land, wie Nicaragua sie seit dem Sturz des Diktators Somoza nicht mehr erlebt hat. Willkürliche Festnahmen, Foltern und Vergewaltigungen sind an der Tagesordnung. Polizisten und Paramilitärs, verstärkt von Schlägertrupps der sandinistischen Parteijugend, haben die Lizenz zu töten und machen von ihren Schusswaffen Gebrauch. 458 Tote in vereinhalf Monaten sind die traurige Bilanz des unerklärten Kriegs zweier in Misskredit geratener Führer gegen die Zivilgesellschaft von Nicaragua, wo jung zu sein als Verbrechen gilt, gleichbedeutend mit regierungsfeindlicher Opposition.

Die Revolution frisst ihre Kinder: Tag für Tag ziehen Scharen friedlicher Demonstranten durch die Straßen Managuas und anderer Städte, bewacht von verummter Polizei und schwerbewaffneten Paramilitärs. Die auf Tausenden T-Shirts wiederkehrende blau-weiße Fahne Nicaraguas hat die schwarz-roten Banner der Regierung verdrängt, deren an DDR-Propaganda erinnernde Friedensparolen niemand mehr glaubt. Nachts werden sie mit regimefeindlichen Slogans übermalt, in denen „Daniel – verpiss dich“ und „Hau ab, Chayo“ gefordert wird – Chayo heißt die First Lady im Volksmund. Und die auf Verkehrsschildern errichteten Kreuze für die Märtyrer des Studentenprotests werden, von Soldatenstiefeln zertrampelt, jeden Morgen neu aufgestellt. Alle haben Angst: Nach Einbruch der Dunkelheit sind die Straßen leergefegt, Kultur- und Sportver-

Die Revolution frisst ihre Kinder

Nicaragua erlebt eine beispiellose Terrorwelle. Willkürliche Festnahmen, Foltern und Vergewaltigungen sind an der Tagesordnung. Notizen aus einem Land unter Druck.

Von Hans Christoph Buch



Wo Jungsein als Verbrechen gilt: 458 Tote in vier Monaten sind die Bilanz des unerklärten Kriegs gegen die Zivilgesellschaft von Nicaragua.

Foto EPA

anstaltungen wie das Baseballspiel Kuba gegen Nicaragua finden ohne Zuschauer statt. Touristen meiden das Land, und die Wirtschaft tendiert gegen null, so als hätte die spontane Allianz von Kirchenführern und Studenten, Marktfrauen und Feministinnen, landlosen Bauern, Umweltschützern und Unternehmern zum Generalstreik aufgerufen.

Sie habe sich der Protestbewegung angeschlossen, um Leben zu retten, sagt eine junge Frau, die ihren Namen mit Maria angibt, aber in Wirklichkeit anders heißt. Sie koordiniert die Demonstrationen, organisiert medizinische Hilfe und sichere Unterkünfte für von der Polizei gesuchte Personen, die über die grüne Grenze in Nachbarländer fliehen. 23 000 Nicaraguaner sind so in wenigen Wochen nach Costa Rica gelangt, dessen Regierung sich weigert, dem Regime in Managua die Namen der Flüchtlinge zu nennen, wie Ortega dies fordert unter Missachtung des in Zentralamerika geltenden Asylrechts.

Das Innenministerium beschäftigt Hunderte Hacker, berichtet die junge Frau, um Handy-Gespräche abzuhören, E-Mails auszuwerten und die Demonstranten auszutricksen, was trotz des technischen Aufwands nicht gelinge, weil die Jugend intelligenter sei als der schwerfällige Repressionsapparat. Die Stärke des spontanen Protests ist zugleich seine Schwäche: Anders

als politische Parteien ist er dezentral organisiert und verzichtet auf Führungseliten, ideologischen Kitt und ein gemeinsames Programm. Und wie der arabische Frühling ist er undenkbar ohne soziale Medien und moderne Kommunikationstechnologie. „Das Ortega-Regime hat Nicaraguas politische Kultur zerstört“, sagt die junge Frau, die nur noch wegwill – egal wohin. Vielleicht hat sie deshalb Zugvögel auf ihre Oberarme tätowiert. Und sie erzählt unter Tränen, wie ein von Polizeikugeln verletzter Demonstrant blutüberströmt abtransportiert wurde.

Auch der Ex-Diplomat beginnt zu weinen, als er sich daran erinnert, wie Somozas Nationalgardisten ihn in El Chipote folterten, demselben Untersuchungsgefängnis, in das heute Studenten eingeliefert, verprügelt und vergewaltigt werden – nicht nur Frauen, auch Männer werden von den Schergen des Regimes sexuell missbraucht. Sie ketteten ihn an einen Mauerring, nur mit Unterhose und einer Kapuze bekleidet, so dass er weder aufrecht stehen, noch sitzen oder liegen konnte, traten und schlugen auf ihn ein, bis er die Besinnung verlor.

Ursprünglich war Ortega ein Kompromisskandidat, der lange im Gefängnis saß, sich im Kampf gegen Somoza aber wenig hervortat. Nach seiner Abwahl 1990 ließ er die Maske fallen und zeigte sein wahres Gesicht: Er verbündete sich mit Bischof

Obando y Bravo, seinem Erzfeind, und griff aufs Neue nach der Macht, indem er dem wegen Korruption verurteilten Ex-Präsidenten Alemán Straffreiheit zusicherte. Heute denunziert er die Sandinisten der ersten Stunde als Verräter, diffamiert UN-Menschenrechtsbeobachter als Werkzeuge des Todes und beruft sich auf den Willen des Volkes, das in 500 000 Briefen energisches Durchgreifen gegen Demonstranten fordere.

Beredter als viele Worte ist ein Ortstermin in der Kirche Divina Misericordia, die am 14. August stundenlang besprochen wurde von im Nachbarhaus verschanzten Paramilitärs. Die Dachrinne hängt in Fetzen herab, Kirchenfenster gingen zu Bruch, die Wände sind von Einschlägen gekerbt, und in der Seitenkapelle kniet ein betender Mann vor einem von Kugeln durchlöchernden Christusbild mit einem Schusskanal an der Stelle, wo ein Legionär dem Gekreuzigten den Gnadestoß gab. „Sie haben mir nichts zu befehlen“, sagte der Gemeindepfarrer zu einem verummten Offizier, als der ihn anwies, die in der Kirche Zuflucht suchenden Studenten vor die Tür zu setzen. Eine durchgeladene MP im Rücken ging er mit zitternden Knien zum Altar, um die Demonstranten zu segnen und seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Alle von mir befragten Zeitzeugen sind sich einig, dass Ortegass Staatsterror schlimmer sei als die

letzten Zuckungen von Somozas Regime, das mehr Blut vergoss, aber nicht auf Protestmärsche und Kirchengemeinden schießen ließ – mit einer Ausnahme, und das war der Anfang vom Ende der Diktatur.

Welche Rolle aber spielt Rosario Murillo, Ortegass Frau und Vizepräsidentin? Meine Gesprächspartner – ein Laientheologe, der bei Hans Küng studierte, ein Universitätsrektor, der sich schützend vor die Studenten stellt, und Nicaraguas Ex-Botschafter bei den Vereinten Nationen – rollen vielsagend mit den Augen, denn Politik in Zentralamerika ist vulgär und obszön wie eine Telenovela. So auch hier: Rosario Murillo gilt als böser Genius, eine Mischung aus Imelda Marcos und Lady Macbeth, die sich mit protzigen Ringen und Amuletten vor Voodoo-Flüchen und bösen Blicken schützt und Kritik oder Opposition zum Teufelswerk dämonischer Mächte erklärt.

Der Satanismus, den sie andern gern unterstellt, wird ihr selbst nachgesagt. Ist das nun frauenfeindliche Propaganda oder einfach nur dummes Geschwätz? Nein, denn die Zivilgesellschaft hat dem Machismo den Kampf angesagt, und Gioconda Belli, Nicaraguas bekannteste Dichterin, fällt ein vernichtendes Urteil über Rosario Murillo, mit der sie früher befreundet war. In einem offenen Brief wirft sie ihr vor, die eigene Tochter verraten zu haben, um ihren Mann von der An-

klage sexuellen Missbrauchs zu entlasten. Statt sich hinter ihr Kind zu stellen, entschuldigte Rosario Murillo sich öffentlich für das Verhalten von Zoilamérica, so heißt ihre Tochter aus erster Ehe, die nach Costa Rica ins Exil ging. Ende der Telenovela.

Der Voodoo-Fluch scheint zu wirken, denn nach dem Gespräch parkt ein Polizeiwagen mit Blaulicht und Sirene vor dem Haus, wo ich wohne, und ein Nachbar wird in Handschellen abgeführt: Angeblich ein Drogendelikt, doch die Einschüchterung der Anwohner ist ein gewollter Nebeneffekt.

„Ich hätte mir nicht träumen lassen, noch eine zweite Revolution zu erleben“, sagt Sergio Ramirez, Ex-Vizepräsident von Nicaragua und mit dem Cervantes-Preis ausgezeichnetem Schriftsteller. Im Gegensatz zur ersten Revolution sei diese gewaltlos; wer zu den Waffen greife, habe den Kampf schon verloren. „Statt dem Konsum zu frönen, geht die Jugend auf die Straße, verlangt den Rücktritt der Regierung und setzt ihr Leben aufs Spiel.“ Vorgezogene Neuwahlen, wie von Vereinten Nationen und OAS gefordert, wären ein Ausweg aus der Krise, aber die Wahlen müssten strikt überwacht werden, damit Ortega sie nicht manipuliere. Dessen Tage seien gezählt, und er versuche, durch Massenverhaftungen den Preis für seinen Abgang hochzutreiben. Bisher aber er geglaubt, das Regime sei autoritär, nicht totalitär, fährt Sergio Ramirez fort, doch die Lektüre von Orwells „1984“ habe ihn eines Besseren belehrt. „Nicaragua wird von der Lüge beherrscht, und ein Ministerium der Liebe, in dem gefoltert wird, gibt es auch hier.“ Dies sei keine gute Zeit, um Romane zu schreiben, fügt er resignierend hinzu mit Blick auf eine Prachtausgabe von „1001 Nacht“, aber um an der Seite seines Volkes zu sein, habe er Lesereisen nach Berlin und Tokio abgesagt.

Wer sind die Fürsprecher des Regimes? Es gibt sie nicht nur bei Armee- und Partikadern wie der sandinistischen Jugend, einer Kopie der FDJ, denn auch unter Ortega gab es sozialen Fortschritt; der führte zur Herausbildung einer neuen Mittelklasse, die jetzt so lautstark protestiert. Julius Hellenrath, ein deutscher Arzt, der vor der Schulmedizin nach Nicaragua floh und dort mit Stammzellentherapie Krankheiten kuriert, lobt die Regierung über den grünen Klee. Er hat Ortegass Hausarzt behandelt und meint, der Präsident werde ausgegrenzt und abgestraft, weil er Petrodollars aus Venezuela bekam und mit Maduro befreundet ist. Hellenrath warnt vor Fake News der Opposition und bietet an, mich zum Spottpreis von nur zehntausend Euro von Alzheimer zu heilen – Erfolg garantiert!

Und wo bleibt das Positive? Hier ist vor allem Ernesto Cardenal zu nennen, der das legendäre „Gebet für Marilyn Monroe“ dichtete und mit Schreibmaschine, Schere und Klebstoff weiterbastelt an seinem Werk. „Sternenkinder“ heißt ein Zyklus, den er derzeit schreibt. Der Titel erinnert an Saint-Exupéryrs „Der kleine Prinz“, dem Cardenal immer ähnlicher wird. Wenn er nicht dichtet, bildhauert er und formt die von Zerstörung bedrohte Natur Nicaraguas – Kaktus und Agave, Ibis und Pelikan – in Skulpturen aus Holz und Edelmetall nach. Das hielt den Vierundneunzigjährigen nicht davon ab, José Mujica, den Ex-Präsidenten Uruguays, in einem offenen Brief zu bitten, sich von Daniel Ortega zu distanzieren, was dieser unmisverständlich tat. Kein Wunder, denn anders als linke Unterstützer totalitärer Regimes hat Mujica Gefängnis und Folter am eigenen Leib erlebt.

Hans Christoph Buch lebt, wenn er nicht auf Reisen ist, in Berlin. Zuletzt veröffentlichte er 2018 den Roman „Stillleben mit Totenkopf“ bei der Frankfurter Verlagsanstalt.

Frankfurter Anthologie

Redaktion Hubert Spiegel

Horaz

Ode 4,3

Auf wen einmal, Melpomene, du,
Da er geboren ward, mit Wohlgefallen geblickt,
Dem wird der Isthmische Kampf nicht
Geben des Fechtens Ruhm, noch wird das muntere Roß
Auf dem Achäischen Wagen ihn
Als Sieger führen, noch die Kriegsmacht ihn mit Delischen
Blättern geziert als Feldherrn,
Weil er der Könige schwülstige Drohungen
Geschlagen, vors Capitolium stellen,
Aber die das fruchtbare Tibur vorüber fließen
Die Wasser und die dichten Locken der Haine,
Werden ihn trefflich bilden zum Aeolischen Liede.
Die Söhne Roms, der Städtäfürstin
Achten es wert, mich unter die liebenswürdigen
Chöre der Dichter zu setzen:
Und schon werd' ich von minder neidischem Zahne gebissen.
O die du ordnest der goldenen Leier
Süßes Rauschen, Pieride,
Die du auch stummten Fische
Des Schwans Stimme zu geben vermöchtest, gefiel es dir!
Dein Werk ist es einzig,
Daß, wenn sie vorübergehn, mit dem Finger mich zeigen
Als den Saitenspieler auf Römischer Leier:
Daß ich atme und gefalle (wenn ich gefalle), von dir ists.

Aus dem Lateinischen von Friedrich Hölderlin.

Frieder von Ammon

Der Dichter und seine Stellung in der Gesellschaft

Wenn Dichter andere Dichter übersetzen, wird es interessant. Man hat es dann meist mit Angelegenheiten des Herzens und des Kopfes zu tun, bei denen vieles zusammenkommen kann: die Bewunderung für den übersetzten Dichter, der Wunsch, von ihm zu lernen, aber auch Ehrgeiz und Konkurrenz, oft in einer schwer zu trennenden Mischung. Dann wird das Geschäft des Übersetzens noch problematischer, als es ohnehin schon ist, nicht selten wird es dann aber auch besonders produktiv.

Ein Musterbeispiel für einen solchen Fall ist diese Übersetzung einer Ode des Horaz, die Friedrich Hölderlin wohl um die Mitte des Jahres 1798 anfertigte, die er aber nicht veröffentlichte. Man wüsste gerne, warum, denn es ist die poetischste aller Übersetzungen dieser Ode in die deutsche Sprache.

Zunächst muss man sich aber fragen, warum Hölderlin aus den mehr als hundert Oden des Horaz (neben einer anderen) ausgerechnet diese ausgewählt hat. Sicher spielten dabei Fragen der Form eine Rolle: Nachdem er eine längere Zeit gereimte Gedichte nach dem Vorbild Schillers verfasst hatte, schrieb Hölderlin damals Gedichte, denen die komplizierten Strophenformen der antiken Odendichtung zugrunde lagen, der „Aeolischen Lieder“, wie Alkaios, Sappho und eben Horaz sie gedichtet hatten. Er war nicht der erste deutsche Dichter, der dies versuchte, vor allem Klopstock, den er verehrte, war ihm

darin vorausgegangen. Doch Hölderlin wollte nicht nur an den modernen Nachahmungen, sondern auch an den antiken Originalen Maß nehmen. Und dies tat er meisterhaft: Kein anderer deutscher Dichter hat diese schwierigsten aller metrischen Formen so mühelos bewältigt wie Hölderlin, keiner hat sie mit einer solchen Musikalität erfüllt wie er.

Um sich in ihnen zu üben, hätte er freilich nicht unbedingt diese Ode wählen müssen. Zudem hat er überraschenderweise darauf verzichtet, sie metrisch zu übersetzen, und sich stattdessen für Prosa entschieden. Wie aber ist seine Wahl dann zu erklären?

Zweifellos hängt sie auch mit der Thematik der Ode zusammen, in der es um den Dichter und seine Stellung in der Gesellschaft geht, ein Thema, das Hölderlin selbst immer wieder behandelt hat, wenn auch ganz anders als Horaz. Als dieser seine Ode verfasste, befand er sich auf dem Höhepunkt seines Ruhms: Wenige Jahre zuvor hatte Kaiser Augustus ihn damit beauftragt, für die Jahrhundertfeier im Jahr 17 vor Christus ein Chorlied zu dichten. Das „Jahrhundertlied“, das Horaz daraufhin schrieb, wurde als ein Höhepunkt des Festes von einem großen Chor zuerst auf dem Palatin und dann auf dem Kapitol aufgeführt.

Eine größere öffentliche Anerkennung war für einen Dichter kaum denkbar. Insofern dürfte die Selbstdarstellung des Horaz in seiner Ode nicht weit von der Realität

entfernt sein: Er könnte in Rom damals wirklich als berühmtester „Saitenspieler“ der Zeit auf der Straße erkannt worden sein. So fühlte er sich als ein von der Muse Melpomene Auserwählter, der seinen Ruhm nicht als Faustkämpfer (das ist gemeint), Feldherr oder Wagenlenker gewonnen hatte, sondern als Dichter. Dafür dankt er der Muse.

Verglichen damit war die Situation, in der Hölderlin sich im Jahr 1798 befand, bedrückend. Als Dichter hatte er bisher kaum Erfolge vorzuweisen, nur wenige seiner Gedichte waren überhaupt gedruckt worden, und Schiller, der ihn förderte, behandelte ihn mitunter wie einen unreifen Schüler. Auf bewegende Weise kommt die Schwierigkeit seiner Lage in der ein Jahr nach der Übersetzung entstandenen Ode „Abendphantasie“ zum Ausdruck: „Wohin denn ich?“ heißt es hier. Und in einem Brief aus dem Jahr 1801 schrieb Hölderlin dann den erschütternden Satz: „Aber sie können mich nicht brauchen.“

Größer könnte die Diskrepanz zwischen dem Übersetzer und dem von ihm Übersetzten also gar nicht sein: hier der unbekannteste Außenseiter, dort der allseits geschätzte Staatsdichter. Vielleicht war dies auch ein Grund dafür, dass Hölderlin seine Übersetzung nicht veröffentlicht hat, vielleicht war das Gefühl, den Ruhm des Horaz selbst niemals erreichen zu können, zu stark.

Und doch gibt es keine poetischere Übersetzung dieser Ode ins Deutsche. Ne-

ben den präzise rhythmisierten Satzkonstruktionen und der edlen Klanglichkeit fallen einzelne Formulierungen ins Auge: Zum Beispiel ersetzt Hölderlin das „dichte Laub“ der Haine durch die „dichten Locken“, eine Metapher, die er in eigenen Gedichten noch wiederholt verwendet hat. Und wer dächte bei „des Schwans Stimme“ nicht an die „holden Schwäne“ aus „Hälfte des Lebens“, die dort ebenfalls für die Dichter stehen? Am schönsten aber ist die Wendung, mit der Hölderlin den „süßen Klang“ der goldenen Leier wiedergibt: als „süßes Rauschen“. Man meint es hören zu können. Und so rauscht es durch die Jahrtausende.

Friedrich Hölderlin: „Hyperion. Empedokles“. Aufsätze. Übersetzungen. Hrsg. von Jochen Schmidt in Zusammenarbeit mit Katharina Grätz. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 2008. 1514 S., br., 10,- €.

Von Frieder von Ammon erschien zuletzt: „Fülle des Lauts“. Aufführung und Musik in der deutschsprachigen Lyrik seit 1945. Das Werk Ernst Jandts in seinen Kontexten. Verlag J. B. Metzler, Stuttgart 2018. 497 S., geb., 74,99 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie auf www.faz.net/anthologie.